

Einmal Industrialisierung und zurück – das Ruhrgebiet auf dem Weg zu einer neuen wirtschaftlichen und kulturellen Identität

von Claus Kaelber



Das Ruhrgebiet als wirtschaftliches und kulturelles Laboratorium wahrzunehmen wäre keine völlig abwegige Annahme. Auch wenn die Politik davon sicher nichts hören will und die im Ballungsraum zwischen Rhein und Ruhr rund fünf Millionen lebenden Menschen sich selbst garantiert nicht als Versuchskaninchen empfinden. Aber an allen Ecken und Enden des Alltags sind augenscheinlich Ab- und Aufbrüche, Verwerfungen und Veränderungen zu beobachten. Wohin sich das «Revier» langfristig entwickelt, darüber kann niemand mit Gewissheit Auskunft geben, Chancen und Risiken halten sich wohl die Waage. Das Ruhrgebiet ist mitten in einem Transformationsprozess, der noch lange nicht abgeschlossen ist.

Unter dem Motto «Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel» und dem Label Ruhr.2010 präsentiert sich die Region neben Istanbul und dem ungarischen Pécs gegenwärtig als europäische Kulturmetropole. Der zahnlose Begriff «Wandel» bedeutet im Fall des Ruhrgebiets freilich eine Totalumwälzung und die strukturelle Redefinition einer der wichtigsten kontinentalen Industrieregionen. Dass die wirtschaftliche Zukunft Mitteleuropas nicht mehr in der Stahlproduktion und Kohleförderung liegen kann, darüber herrscht weitgehend Einigkeit. Ob die Potentiale aber allein in den Perspektiven medienkultureller und informationstechnologischer Dienstleistungen zu finden sein werden, darf allerdings auch bezweifelt werden.

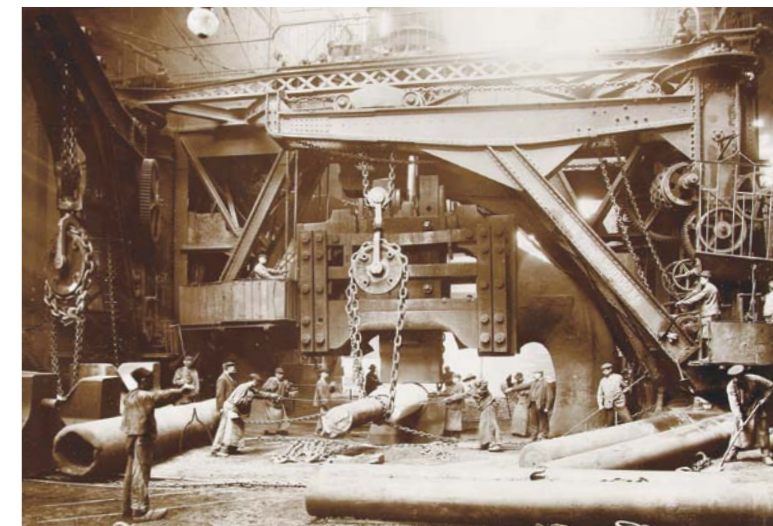
Natürlich sind in den neuen Servicebranchen Arbeitsplätze entstanden, allerdings gingen wesentlich mehr alte Industriejobs verloren. Und nicht jeder arbeitslos gewordene Bergmann oder Metallgießer, um es etwas zugespitzt auszudrücken, wird seine Zukunft im Vermarkten von Kultur- und Medienprodukten sehen. Der Verdacht, die mit dem Strukturwandel einhergehenden Ängste und Befürchtungen der Menschen und die Folgen für Lebens- und Erwerbsmodelle etwas auf Hochglanz zu trimmen, ist wohl nicht von der Hand zu weisen. Schlechte Aussichten funktionieren nicht im politischen Geschäft. Die Zahlen des Arbeitsmarktes belegen jedoch, dass noch eine Menge zu tun ist und die langfristigen Folgen für die Städte und Gemeinden der Region gravierend sein könnten.

Gerade deshalb stellt die Europäische Kulturhauptstadt 2010 für das Ruhrgebiet eine einmalige Gelegenheit dar, an das Vergangene mit Respekt und Würde zu erinnern, gleichzeitig die Gegenwart detailliert unter die Lupe zu nehmen und einen kritischen Ausblick auf Chancen und Möglichkeiten zu riskieren.

Eine Region braucht Maschinen

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Landschaften zwischen Ruhr und Rhein größtenteils landwirtschaftlich-handwerklich geprägt. Erst mit der steigenden Nachfrage nach Kohle durch die gerade beginnende Industrialisierung änderte sich die Situation. Der Fortschritt kam aus Groß-

Er hatte ein Fallgewicht von 1000 Zentnern und ermöglichte das Ausschmieden besonders großer Werkstücke aus Gussstahl: Der von Alfred Krupp entwickelte Dampfhammer «Fritz» wurde bei seiner Inbetriebnahme 1861 als Weltwunder betrachtet. Er zeugt vom Willen, in eine neue Zeit aufbrechen zu wollen. Alles schien form- und machbar und der Mensch modellierte seine Umwelt in einem bis dahin noch nie dagewesenen Maßstab.



Der kontinuierliche Steinkohleabbau führt dazu, dass sich das Land senkt und das Grundwasser steigt. Beispielsweise hat ganz Essen in den letzten 100 Jahren etwa 20 Meter Höhe verloren. Für Wasserpumpen und Schäden an Häusern zahlt die Ruhrkohle AG jährlich 200 Millionen Euro – allein im Ruhrgebiet und am Niederrhein. Kosten, die auch im Preis für Kohle mit eingerechnet sind.

britannien. Koks, aus Braun- oder Steinkohle gewonnener Brennstoff, erwies sich als ideal zum Befeuern von Hochöfen. Am besten, man baute die Anlagen gleich dort, wo die Kohle zutage gefördert wurde. Aber es ging auch darum, geeignete Transportstrukturen aufzubauen. Die Nutzung der Ruhr durch entsprechende Schleusen und Schiffe war dafür denkbar günstig. Ein eng verflochtenes Eisenbahnnetz kam später schnell dazu. Von weit her drängten Arbeiter in die prosperierende Region, aus kleinen Orten wurden große Städte, alle nah zueinander gelegen. Die Bevölkerung vervielfachte sich in wenigen Jahrzehnten.

Parallel etablierten sich durch die neu entstandene Energieversorgung im Umland Maschinenbaubetriebe, die einerseits die Textilindustrie, andererseits die Fahrzeugindustrie – Räder, Eisenbahn, Straßenfahrzeuge – belieferten. Zentriert war die Eisen- und Stahlerzeugung aber im Ruhrgebiet selbst, die Metallverarbeitung und der Großmaschinenbau knüpften daran an.

Kohle sicherte die billige Energieversorgung der großen Stahlindustriebetriebe, konsequenterweise gingen immer mehr Zechen in deren direkten Besitz über. Weiterverarbeitendes Gewerbe schloss sich an oder wurde eingegliedert, Historiker sprechen von der «montanindustriellen Verflechtung». Die Macht und der Einfluss der Industriellen wuchs. Viele Baulichkeiten, die diesen Anspruch für die Öffentlichkeit sichtbar unterstrichen, sind noch heute, als kultur- und wirtschaftshistorisches Erbe in Augenschein zu nehmen. Maschinenhallen, Kraftwerke, ganze Versorgungstrakte erscheinen aus der Ferne – und im Nachhinein – wie Kathedralen und Paläste. Für die Belegschaft selbst stellte sich der Alltag sicher anders dar: heiß, laut, erschöpfend.

Die Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg hatte für das Ruhrgebiet völlig unerwartete Folgen. Durch die Abtretung der kohlereichen Regionen Elsass-Lothringen, Saarland und Oberschlesien an die Siegermächte wuchs die Bedeutung des Reviers. Das Ruhrgebiet wurde zum bestimmenden Herz und Motor deutscher Industrieproduktion. Für die Nationalsozialisten und die lange vor der Machtergreifung 1933 geplante Aufrüstung war die Stahlindustrie immer von erheblicher Bedeutung.

Der Anfang vom Ende

Nach Kriegsende 1945 wollten die Alliierten strikt die Kontrolle über die Ruhrindustrie behalten und jeden Schritt eines möglichen Wiederaufbaus sehr sorgfältig prüfen. Die teilweise Demontage der Großanlagen blieb ein vorübergehendes Zwischenspiel, die strategischen Interessen der westlichen Siegermächte hatten sich in kurzer Zeit gegen die Sowjetunion verschoben. Bereits in den 1950er Jahren schien vieles wieder beim Alten zu sein. Die Ruhrindustrie konnte die vor dem Krieg dominierende Stellung in der Stahlbranche fast wieder erreichen, in den Hütten bei Thyssen in Duisburg oder bei Hoesch in Dortmund wurde in großen Mengen für die Weltmärkte produziert. Dennoch wären die Keime des Niedergangs ansatzweise schon zu dieser Zeit zu entdecken gewesen. Das Wachstum verlangsamte sich in den 1960ern spürbar, denn durch konsequente Rationalisierungsanstrengungen sank der Brennstoffverbrauch in der Stahlerzeugung, hingegen traten die Transportkosten für Erze immer mehr in den Vordergrund. Rohstoffe kamen vermehrt aus Übersee, aus Südamerika oder Afrika. Damit konnten Produktionsstandorte, die direkt an der Küste oder großen Flussmündungen lagen, deutliche wirt-

schaftliche Vorteile verbuchen. Dazu kamen die kontinuierlich steigenden Lohnkosten in der Bundesrepublik, mit Billiglöhnländern war immer schwerer Schritt zu halten. Ein aus heutiger Sicht in vielen Produktionsbranchen bestens bekanntes Phänomen. Fortschritte in der Kunststoffherstellung oder in der Aluminiumverarbeitung machten zudem Stahl nicht notwendigerweise immer zum Produkt der ersten Wahl. Die «Beschäftigtenzahl der Eisen- und Stahlindustrie», dokumentiert das Informationsportal für Westfälische Geschichte, «halbierte sich zwischen 1974 und 1988 von 283 000 auf 126 000».

Zusehends gerieten auch angelagerte Branchen und Industriezweige in Schieflage. Den Betrieben gelang es nur bedingt, mit einem veränderten Angebotsportfolio, neuen Produkten oder Dienstleistungen auf den strukturellen Druck zu reagieren. Die Politik versuchte, mit Subventionen gegenzusteuern. Übernahmen, Fusionen und Konzentrationen folgten, die Kernprobleme konnten aber nicht gelöst werden. Produktionskapazitäten wurden reduziert, Massenentlassungen bzw. vorzeitig verordneter – und subventionierter – Ruhestand, waren die Folgen. Große Teile einer ehemals mächtigen Industrie-region wurden wirtschaftlich an den Rand der Bedeutungslosigkeit gedrängt.

Neue Wege, neue Akteure

Heute befindet sich das Ruhrgebiet in einer Übergangsphase. Wirtschaftlich, sozial und kulturell. Aufmerksamen Besuchern bleibt das nicht verborgen, die Angebote und Veranstaltungen im Rahmen der Europäischen Kulturhauptstadt 2010 bemühen sich, einige Bereiche besonders hervorzuheben. Andere Entwicklungen eher weniger, das ist nachvollziehbar.

Kennzeichnend für die Menschen des «Reviers» ist ihr entspanntes Selbstbewusstsein. Unverstellt, authentisch, zu sich stehend. Andere ehemalige Industrieregionen tun sich da schwerer. Glanz, Glamour und eine Menge Geld mag es in Düsseldorf oder anderswo in der Republik geben, geschenkt. Mittendrin in Essen, Bochum oder Dortmund sieht die Wirklichkeit anders aus. Unmittelbar neben dem Erbe ehemaliger industrieller Größe und Leistung findet zuweilen grauer, manchmal hässlicher, aber meist mit Respekt und Liebe zu sich selbst gelebter Alltag statt.

Mittlerweile reklamiert das Ruhrgebiet eine der größten Hochschuldichten im ganzen Land. Hier werden zusätzliche soziale und kulturelle Biotope generiert, deren Kräfte auf die Zukunft der Region nicht wirkungslos bleiben werden. Das ist eine der neuen, jungen Triebfedern. Andererseits benötigen die Menschen, die hunderttausendfach ihre Arbeitskraft für die alten Industrien einbrachten, auch eine langfristige Perspektive. Staatliche Transfers werden nicht reichen. Ein großer Teil unter ihnen kam in den 1960er Jahren aus der Türkei, aus Spanien, Italien, Portugal. Mit dem Zugänglichmachen imposanter Industriedenkmäler und dem reklamierten «Treibstoff Kultur» für die Zukunft des Ruhrgebiets allein ist ihnen kaum geholfen.

Ist die Region dann doch ein Laboratorium im großen Stil, dessen Fragen lauten: Wohin entwickelt sich eine Gesellschaft, die in vergleichsweise kurzer Zeit einen epochalen wirtschaftlichen Aufbruch erlebt hat und in der beschäftigungsintensive Produktionsindustrien wieder abgewickelt wurden? Möglicherweise entzerrt sich das bislang vor allem industriell eng miteinander verbundene «Revier» wieder: In kleinere, komplementäre Einheiten, die jede für sich, wirtschaftlich und kulturell einiges in die Waagschale werfen können. Kleiner, selbständiger, flexibler, smarter. Das wäre eine überzeugende Zukunftsperspektive. | [Claus Kaelber, München](#)



Aus dem Foto-Projekt «Am Kanal» von Brigitte Krämer: «Wer so fühlt, wird sie sehen, diese Schönheit, und wird begreifen, wie Liebe zu dieser Landschaft, dieser Region und ihren Menschen entsteht und wächst.»



Stolze Bergmannsknappen: «... Drum grüßt dich auch der Bergmann froh, steigt er zum Licht herauf; kein andres Herz begrüßt dich so, kein Mund ruft so: Glück auf!»



Entspannter Umgang mit dem industriellen Erbe: 2008 wurde in der ehemaligen Kohlenwäsche der Zeche Zollverein in Essen das Ruhrmuseum eröffnet. Das imposante Gebäudeensemble wird regelmäßig für Veranstaltungen genutzt.



Neugewonnene kulturelle Vielfalt: Die Ruhrtrilogie ist ein über drei Jahre dauerndes Forschungs- und Theaterprojekt, in dem die Stadtlandschaft Ruhr mit ihrer fortschreitenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche eine tragende Rolle spielt.